

Spezialisierung führen wird und kann, und ob das manchmal angestrengt wirkende Bemühen um eine gewisse objektivistische Wissenschaftlichkeit der Schriftsprache die Grenzen der Mitteilungs- und Verstehensmöglichkeiten nicht zu eng hält.

Gretel Gallay

Elke Heege, Studien zum Neolithikum in der Hildesheimer Börde. Veröffentlichungen der urgeschichtlichen Sammlungen des Landesmuseum zu Hannover, Band 35. Verlag August Lax, Hildesheim 1989. ISSN 0931-6280; ISBN 3-7848-1235-X. Teil 1 (Text) 263 Seiten, 83 Abb., 49 Listen; Teil 2 (Katalog) 105 Seiten; Teil 3 (Tafel und Karten) 62 Tafeln, 37 Karten und 1 Beilage.

„Mit der vorliegenden Untersuchung konnte für das Neolithikum im südlichen Niedersachsen eine der letzten unbearbeiteten Regionen aufgearbeitet werden“ (S. 215). In einem dreibändigen Werk legt die Verf. eine klassische „Kreisbeschreibung“ vor; mehr als das, weil es sich um einen geschlossenen geographischen Raum und nicht um eine künstliche administrative Einheit handelt. Die Forschung gewinnt hier exemplarisch Einblick in den Fundbestand einer Lößbörde, bekanntlich den Kerngebieten prähistorischer Besiedlung seit dem Neolithikum, und sie erhält zugleich Kenntnis von einem kulturgeographisch außerordentlich exponierten Raum, weil er am Übergang zwischen der norddeutschen Tiefebene und dem süddeutsch geprägten Mittelgebirge liegt. Hier verläuft die Nordgrenze der Bandkeramik, und hier treffen die Michelsberger und die Trichterbecherkultur, die Einzelgrabkultur und, wenn auch schwach, die Schnurkeramik zusammen. Mitteldeutsche Einflüsse überwiegen mehrfach, doch fehlt es auch nicht, wie zu erwarten, an Verbindungen in alle anderen Richtungen.

„Das Arbeitsgebiet wurde in der Absicht gewählt, ein in der Literatur relativ unbekanntes Gebiet aufzuarbeiten und die in fast allen überregionalen Abhandlungen kartierte Forschungslücke zu schließen“ (S. 23). Leider gilt diese Ausgangslage, legt man die Maßstäbe des hier besprochenen Buches an, für fast alle Lößböden Mitteleuropas, denn wo ließe sich eine gründliche Vorlage desjenigen Fundstoffes nennen, den „normales Sammeln“ dort seit 150 Jahren zutage gebracht hat? Die Forschungsgeschichte ist angesichts der geistes- und sozialgeschichtlichen Gemeinsamkeiten Europas überall gleich, ob in Mähren, in Sardinien oder in der Wetterau: Ein naturgeschichtlich-historisch interessiertes Bürgertum wendet sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts den Bodenfunden zu. Einzelne Sammler, darunter immer wieder hervorragende Persönlichkeiten, Vereine und lokale oder regionale Museen – hier in Hildesheim und Hannover –, relativ wenige und meist erst späte Forschungsgrabungen, sie alle bringen einen Fundstoff zusammen, der sich für siedlungsgeschichtliche Untersuchungen zwar denkbar schlecht eignet, der aber dennoch eine unschätzbare und unwiederholbare Quelle darstellt.

Die Verf. erlebt es selbst, als sie versucht, in eigener Person Begehungen durchzuführen, die „nicht das gewünschte Resultat“ erbrachten (S. 25); nichts geht über Talent und Geduld eines lokalen Sammlers. Freilich bringt es der sammlerische Wildwuchs mit sich, daß von 417 Funden und Fundkomplexen des Hildesheimer Arbeitsgebietes 72% als Einzelfunde gelten müssen, nur 63% aller Fundstellen topographisch fixiert und nur 20% als Siedlungsstellen angesprochen werden können. Auch hierin ist das Ergebnis exemplarisch: Anders vielleicht als bei Grabhügeln der Hallstattzeit oder bei Reihengräberfeldern kommt in der Siedlungsforschung, zumal im Neolithikum mit seinen meist unansehnlichen Oberflächenfunden, amateurhaftes Tun über ein relativ bescheidenes Erkenntnisniveau nicht hinaus. Da hilft nur systematische Forschung, oder, wie die Verf. es ausdrückt: „Gefordert ist hier

vor allem eine intensivere Betreuung durch die Denkmalpflege, aber auch die Durchführung wissenschaftlicher Plangrabungen“ (S. 217). In der Tat, angesichts des rasanten Verlustes an Bodenerkundungen dürfte keine Zeit mehr verloren werden, Siedlungsgrabungen für alle Perioden exemplarisch und mit großem Aufwand durchzuführen. Glücklicherweise ist dann ein Gebiet zu schätzen, das über eine derartig gründlich erarbeitete und klug ausgewertete Planungsgrundlage verfügt, wie die Hildesheimer Börde. Hier könnte und sollte man jetzt ein Grabungsprogramm zum Siedlungswesen des Neolithikums wohlbegründet anfangen.

Die Untersuchung beginnt in bewährter Weise mit der Forschungsgeschichte und der Schilderung des geographischen Raumes, zu dessen eigener Geschichte wenig handfeste Daten vorliegen. Dann folgt ein umfangreiches quellenkritisches Kapitel (4), das – ein neuerer und begrüßenswerter Trend – die Entstehung des Fundbestandes gründlich analysiert und ihn als etwas auch in der Neuzeit historisch Gewordenes mit allen seinen Zufälligkeiten und zeitbedingten Verzerrungen vor dem Leser ausbreitet. Auf dieser Basis folgt eine „Beurteilung“ der Oberflächenfundplätze (Siedlung, Grab Hort, Einzelfund) und dann das umfangreiche Kapitel 6: „Der Fundstoff und seine chronologische Gliederung“. Hier wird das spröde, ungleichartige Material in mustergültiger Form kulturhistorisch eingeordnet. Als Motto dazu könnte ein Satz auf S. 139 dienen: „Die Funde sind bereits mehrfach publiziert, dennoch lassen sich den Scherben einige neue Aspekte abgewinnen“. Auf diese Weise entsteht eine ganze Reihe interessanter Einzelstudien und neuer Einsichten, vor allem bei dem weitaus umfangreicheren, noch nie publizierten Material. Das beginnt bei der Bandkeramik, die merkmalsanalytisch aufgenommen wird, wobei man mit angenehmer Überraschung feststellen kann, als wie praktisch sich diese Methode auch zur raschen und übersichtlichen Beschreibung eines Keramikbestandes erweist. Überzeugend wird dann eine neue Datierung des bekannten Galeriegrabens von Emmerke-Sorsum vorgetragen (S. 135 ff.), während die zweifellos nicht neue Überlegung, daß Fragmente von spätneolithischen Äxten auf Siedlungen, vollständige Exemplare auf Gräber hinweisen, sich hier einmal fundstatistisch untermauern läßt (S. 170 f.).

Vorbildlich an dieser Arbeit ist ihre solide, siedlungsgeographische Ausrichtung, die konsequent ältere Ansätze von B. Sielmann, W. Linke, K. J. Sabel und vielen anderen methodisch fortentwickelt. Es handelt sich also um eine weitere Frucht aus dem von H. Jankuhn und K. Raddatz gepflegten Garten des Göttinger Institutes, dessen diesbezügliche Ernte erst in den letzten Jahren bekannt wird und wohl bald einmal eine Zusammenfassung für das südliche Niedersachsen verdient, zumal einige Arbeiten noch unpubliziert sind.

Dem Rez. gefiel, um einiges von den Ergebnissen zu referieren, wie deutlich der Bezug bandkeramischer und Rössener Siedlungen zu den Auen und ebenen Standorten herauskommt, wie Michelsberg und die Trichterbecherkultur stärker auch höhergelegene Standorte „erklimmen“, wie aber – und das ist neu in der Literatur – es die Becherkulturen sind, die erstmals die gesamte Landschaft durchdrungen und daher die größte Variationsbreite in Bezug auf die Umfeldausstattung entwickelt haben. Diese siedlungsgeschichtlich noch immer so unterschätzte Periode sieht bei sorgfältiger Fundaufnahme eben ganz anders aus: Im Arbeitsgebiet ist sie mit 24 Siedlungen vertreten, die Bandkeramik dagegen nur mit 13.

Diese Einsichten verdankt die Verf. nicht zuletzt einer Fundgruppe, um die die deutsche Fachforschung gewöhnlich einen Bogen schlägt, die aber private und öffentliche Sammlungen bis zum Überdruß füllt, und die eine Wirtschaftsquelle ersten Ranges sein könnte; gemeint sind die Steinbeile. Rühmliche Ausnahmen machen die Arbeiten von K. H. Brandt (1967) und D. Hoof (1970), und nunmehr legt die Verf. endlich einmal eine solide, metrisch-quantitative Untersuchung dieser wissenschaftlich scheinbar so unscheinbaren Gegenstände aus einem Altsiedelland vor. Der Amphibolit („Grünschiefer“) beherrscht das Altneolithikum, er dominiert aber auch noch bei den Felsovalbeilen der Michelsberger Kultur und

dann wieder bei den Trapezbeilen der Becherkulturen (S. 173 ff.). Wenn er wirklich aus den Westkarpathen oder gar aus dem hohen Balkan importiert worden ist, dann stellt das eine ganz außerordentlich stabile wirtschaftliche Grundströmung während des ganzen Neolithikums dar, eine Erscheinung „à la longue durée“, und es erhebt sich wieder einmal die Frage, welches Verhältnis dazu das relativ kurzlebige und kleinräumige „Kulturengekräusel“ einnimmt, das auf der für die Forschung soviel leichter zugänglichen Oberfläche des Geschichtsstromes spielt.

Die Arbeit ist flüssig geschrieben und sorgfältig redigiert, Fehler kaum vorhanden: Die Aufschlüsselung von „Gringmuth-Dallmer und Altermann (1985)“ auf S. 178 fehlt und diejenige von Lünig (1982b) ist falsch. Auf Karte 35 wird eine Signatur (diagonal halbiertes Kästchen) nicht erklärt. Auf S. 118 hätte man A. Stroh die Ehre lassen müssen, „eine Mehrphasigkeit der Rössener Kultur nachgewiesen“ zu haben, spätere vergaben teilweise nur Nummern, wo er Fundortnamen verwendete; freilich auch er hatte wichtige Vorgänger. Die Karten 2–5 „veranschaulichen“ nicht (so auf S. 28), man „sieht“ nichts, vielmehr handelt es sich um Dokumentarkarten, die Tabellen ersetzen. Das alles ist freilich wenig und nicht schwerwiegend angesichts des gut durchdachten dokumentarischen Apparates aus Tabellen, Graphiken, Listen und Karten; man sieht, daß man Dokumentationen durchaus noch erschwinglich publizieren kann. Und dieses ist zweifellos immer noch die beste Methode zur Sicherung eines „Kreisinventars“, dessen Wert und Ziel ja trotz aller überörtlicher Erkenntnisse in der regionalen Arbeit und als Handreichung für die Denkmalpflege und die Heimatforschung liegt. Und dazu ist nur zu wiederholen: Auf dieser Planungsgrundlage sollten die Verantwortlichen in der Hildesheimer Börde jetzt ein Grabungsprogramm zum Siedlungswesen des Neolithikums beginnen, ehe es zu spät ist.

Jens Lünig

Seminar für Vor- und Frühgeschichte

Gabriel Camps, Terrina et le Terrinien. Recherches sur le chalcolithique de la Corse.

Collection de l'École Française de Rome 109. Rome, Palais Farnèse 1988. ISBN 2-7283-0150-6; ISSN 0223-5099. VIII, 397 Seiten mit 149 Abbildungen und 45 Tabellen.

Das Buch will nicht nur ein einfacher Grabungsbericht sein, sondern möchte auch einen historischen Einschnitt ersten Ranges in der Vorgeschichte Korsikas und des Mittelmeergebietes insgesamt schildern, den Beginn der Metallurgie (S. VII). In Korsika klaffte bislang zwischen dem Neolithikum des 4. Jahrtausends v. Chr. (unkalibrierte C14-Daten) und der Bronzezeit („Torréen“) des 2. Jahrtausends eine Fundlücke, die um so mehr erstaunte, als im benachbarten Sardinien die reich entwickelte kupferzeitliche Kultur von Ozieri unmißverständlich auf eine entsprechende Schwesterkultur in Korsika hinwies. Diese ist nun gefunden, auf den Namen „Terrinien“ getauft und mit dem hier anzuzeigenden voluminösen Sammelband als Geburtsurkunde versehen worden. Anlaß ist eine eigentlich recht bescheidene Ausgrabung am Fundplatz Terrina IV, wo eine Abfallgrube unbekannter Ausdehnung untersucht wurde, die unter eine Kulturschicht von etwa 90 m² Fläche bis zu 1 m Tiefe hinabreichte; von der Kulturschicht wurde etwa ein Drittel ergraben, sie ist Teil einer 300 m² großen Fundstreuung.

Um diesen Befund mit rund 12000 Keramikfunden versammelte G. Camps die erstaunliche Zahl von 20 weiteren Autoren. Das wirkt und ist hinsichtlich des fertigen Werkes überdimensioniert, und wollte man in dieser Weise überall verfahren, wäre die Fachliteratur endgültig weder zu überblicken noch zu bezahlen. Die als Lehrgrabungen aufgezogenen Untersuchungen zogen sich in vielen Kampagnen von 1974–1981 hin, die Dokumentation geschah in „paläolithischer Manier“ mit Punkteinnmessung. Das ist zur Kontrolle der strati-